
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 84 Bromberg, den 11. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

Urheberschutz für (Copyright by) L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1932.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Beichte.

Das Dorf Guldiswil ist jetzt tagelang mit sich selber und mit dem tiefen Sommerhimmel allein. Seine Bewohner sind, was immer gehen und schaffen kann, auf Hang und Höhen mit dem Dörren des Futters beschäftigt, der Berg ist in süßen Heuduft als in eine Wolke hineingehüllt. Die Menschlein schaffen wie im Fieber und erfahren dabei doch mancherlei Gnaden. Arbeit birgt immer Verheißung, Mühsal ist nur Mühsal, wenn man sich von ihr kleinmachen läßt.

Die verlassenen Häuser führen Gespräche miteinander. Sie wissen sich so unendlich viel von winzigen und sehr großen Erdendingen zu berichten, daß ihre kleinen Lichtscheiben auf Augenblicke eitel Staunen und Glotzen sind. Niemand hört zu, als die alte Beth Wanner, die lebensmüd im Bette liegt und kaum noch die Hälfte verstehen kann. Sie blickt vom Lager aus mit ihren blöden Augen durch ein offenes Flügelchen nach dem Schulplatz hinüber. Vom Häuschen selber kann sie nur die Eingangstüre und ein halbes Fenster sehen. An diesem Fenster hat sie als großes Schulkind im letzten Schulwinter gesessen. Manchmal, wenn sich des großen Schnees wegen nur fünf oder sechs Schüler zum Unterricht eingefunden hatten, hieß der Lehrer Manz die kleine Schar um den warmen Kachelofen zusammenrücken und erzählte ihnen Märchen. Das allerschönste aber konnte er nicht erzählen, das wußte kein Mensch auf Erden als sie allein, die Beth von der Kalchweid. Es war das Märchen aller Märchen, es war das vor der Welt und vor ihr selber ängstlich gehütete Geheimnis ihrer zarten Hinneigung zu dem jungen Schulmeister, die mit ihrem Herauswachsen aus der Kinderzeit mehr und mehr ihr ganzes Sein und Denken füllte. Kein Hoffen und kein Wünschen war dabei, ihr Herz war wie eine Blume, die sich jeden Tag der Sonne erschließt und sich immer wieder aufs neue vom Wunder anrühren läßt. Als eine große Selbstverständlichkeit sah die Beth es herankommen, daß das Leben über ihr fast wie eine Sünde verheimlichtes Glück als über den Traum eines einfältigen Kindes hinwegschritt. Sie durfte ein Jahr später, damals bereits vom Schulzwange frei, auf der Hochzeit des Lehrers mit der schönen Wirtstochter von Untersteinig im Kreise der größeren Schüler zwei Lieder singen helfen. Dabei versank sie wohl oft auf Augenblicke in leise Traurigkeit darüber, daß nun durch den Wegzug des Lehrers in eine große Talgemeinde bald alles wie etwas Niegewesenes von ihr Abschied nehmen würde. Aber das Märchen ist ihr nie ganz verlorengegangen. Es ist durch ein langes, mühseliges Leben hindurch, oft vom Alltag verschüttet, immer wieder einmal vor ihrer Seele aufgestiegen, und noch jetzt, in den Tagen des langsamen Abwelkens kann sie sich ihrer hohen Zeit wehmütig freuen.

Heute erwartet die Beth den Besuch einer nahen Verwandten, der ältesten Tochter vom Kirschgarten. Sie weiß, daß es mit der Ros nicht am besten steht. Sie weiß, daß sich das unverläßliche Ding nach dem Abfall Fryners wieder heimlich mit dem Kehrli vom Halbhanget eingelassen hat, die Ros hat ihr das selber zugestanden.

Da ist sie ja schon. Aber sie kommt nicht in drei Sprüngen die Stiege herauf, wie an jenem Abend im Frühjahr, da sie ihr glückstrahlend den Bericht brachte, daß sie nun Heiletsbodenbäuerin werde. Sie klopft sogar diesmal schüchtern an. Der alten Frau geht dabei ein Ahnen durch den Sinn: so wird vielleicht bald der Tod bei dir anklopfen, und du mußt auch „Herein" sagen oder denken.

Die Ros sitzt eine geraume Weile am Bette der gebrechlichen Matrone, ohne ein Wort zu finden. Tränen rinnen ihr spärlich über die Wangen. „Sag' es mir jetzt," hat die Beth schon zweimal leise gemahnt.

„Ich wollte es Euch gern sagen, wenn ich mich nicht so schämen würde." Rose hat sich jetzt ein wenig gefaßt. „Ja ja, ich weiß wohl, es muß sein; denn wenn Ihr nicht alles wißt, so könnt Ihr mir nicht raten." Und nun rafft sie sich plötzlich zusammen und legt mit müder Offenheit, ohne ein einziges Mal anzustehen, ihr Bekenntnis ab.

„Ich bin noch schlechter als Ihr meint. Fast zu Tode mußte ich erschrecken, als dem Hannes Fryner endlich der Gedanke kam. Und ich hatte doch von Kind an auf ihn abgestellt, oh — mit einer ganz närrischen Verschossenheit. Wie oft bin ich an Sonntagen an den Heiletsbrunnen Wasser trinken gegangen, er hat sich nie um mich gekümmert. Nur einmal, im Frühling war's, die Wiesen sind schon ein wenig grün gewesen, hat er, als ich aus dem Brunnenhäuschen herauskam, Schneeballen nach mir geworfen von dem Haufen, der noch unterm Schopfdache lag. Schier für ein Fest habe ich es genommen, bis mich dann ein besonders harter Ball ans rechte Ohr traf. Ja das ist freilich nichts Süßes gewesen. Zwei Wochen lang hab' ich in dem Ohr fast nichts mehr gehört. Aber ich konnte es ihm doch nicht übelnehmen.

Etwa vor einem halben Jahre erfuhr ich als wahr, er habe sich jetzt auf Nicht-mehr-zurück mit dem Weidgang-Kätterli eingelassen. Auf das hin ist mir dann der Kehrli im Halbhanget einesmals recht gewesen. Ich weiß nicht, wie das gekommen ist. Vorher habe ich ihn für das gehalten, was er wohl sein wird. Es war, als hätte er in mich hineingesehen und gewußt, daß für ihn jetzt die rechte Zeit sei. Oh, der traurigen Sache — es war schon damals nicht mehr recht mit mir, als es dem Onkel Urech in den Sinn kam, mich und den Fryner durch den Taufeanlaß zusammenzubringen. Aber in meiner großen Freude und Not redete ich mir vor: Du kannst machen, daß er nie etwas darum weiß . . . Ich redete mir vor: Du kannst die Sünde mit Liebsein hundertfach an ihm gutmachen. Ja, dieses habe ich mir von Herzen, von Herzen vorgenommen. Über die Schlechtigkeit half ich mir mit einer Ausrede hinweg: So etwas wird wohl auch schon vorgekommen sein. Nachher habe ich ja freilich müssen froh sein, daß der andere sich wieder blicken ließ, wenn er schon dem Vater wie Gift zu-

wider ist. Jetzt gibt es halt nur noch zwei Dinge für mich: entweder etwas anstellen, oder den Kehrli nehmen. Und ich hab' mir gedacht: Wenn dich noch ein einziger Mensch auf Erden erretten kann, so ist es die Base Beth. Du kannst sagen, ich solle ins Wasser, und ich mache es noch heute. Ich bin schon dreimal in der Nacht am Fabrikweiher ob Untersteinig gestanden, aber dann ist mir wieder etwas anderes in den Sinn gekommen; halt wie es so schön sein könnte auf der Welt . . ."

Die Ros hat sich während des Redens tapfer zu halten vermocht, nun fällt sie wieder in leises Weinen. Die alte Frau tastet suchend nach ihrer Hand. „Ich kann dir nur sagen, was du schon weißt. Du mußt es auf dich nehmen, einen andern Weg gibt es nicht. Glaub mir, das Unheil wäre größer geworden, wenn du den Fryner hättest betrügen können. Ich will zu Gott beten, daß er mich den Tag noch erleben läßt, wo du mir dankst."

Die Ros sitzt eine gute Weile stumm und ergeben da, trockenen Auges, und doch wie erschlagen. Da fährt draußen ein Wägelchen mit Heubürden vor dem Hause an. Sie schießt verstört auf und nimmt Abschied. „Ich will es so machen, wie Ihr mir gesagt habt."

Von Frieden und Unfrieden.

Man muß zum Berge in seiner großen Sommerzeit kommen, da ist er reich, da ist er ein König. Da feiert er mit seinen Getreuen Festtage, die allen unvergeßlich sind. Die Rinder auf den hohen Weiden haben sich gleichsam als zu ihrer Urheimat zu ihm heimgefunden, er läßt es ihnen gut gehen. Ihr schelbes Glockengebimmel ist ihm Wonnesang und Sinnenwürze in den lauen Mondnächten, die wie Träume sind, und doch dem Leben treu verpflichtet und verschworen. Gern unterhält er sich auch mit den nun endlich zu Glück und Glauben gekommenen Haberäckerlein hinter Guldiswil und auf dem Heiletsboden. „Ja, seid nur getrost, mit Stillsein und Warten kommt man bei mir weiter, als mit Flennen und Sauertöpfigkeit. Und wenn auch der Schnee im Frühherbst einmal zur Ausnahme vor dem Schnitter kommen und ihm die Arbeit abnehmen sollte — es ist wohl doch noch irgendwo in einer kleinen Scheuer Samen fürs kommende Jahr vorhanden. Das wird dann vielleicht das goldene Jahr sein, das ich meinen Getreuen seit langem schuldig bin. Da werden die Kirschbäume auf der Pfandegg und bei den Bärtobelheimen schon im Heumonat voll reifer Früchte stehen, und die Frauen werden von den üppigen Bohnenstauden im Gartenbeet und an der Hauswand knusperige Bohnen pflücken.

Der Berg kann nie zu viel versprechen, denn jeder Sommer ist auf ihm wahrhaftig Erfüllungszeit. Wenn man nur an den hohen Himmel denkt, der nun, wie unendlich hoch und weit auch seine blaue Glocke sich auftun mag, doch in der engsten Schlucht daheim ist und in ihr Zelt und Wohnung hat. Wenn man nur an die jungen Mädchen denkt, die jetzt aus den schmalen Kammerfenstern in die Abende hinauslauschen oder mit Gespielinnen in buntem Staat, liebe Gedanken heimlich im Herzen hegend, auf einen der Sonntagshügel hinaufsteigen, wo in niedriger Schenkstube Handharmonika und Klarinett zum Tanze locken. Die große Sommerzeit schenkt dem Einödvolke mehr als nur das Brot der Mühe, sie stärkt in ihm den Glauben an den Berg und an das eigene, kleine Leben. Sie läßt die Liebe zu Mut kommen und weist ihr den Weg zum befriedeten Port. — —

*

Das Heimen zur Quell auf Heiletsboden hat der Sommer wahrhaftig auch nicht gering bedacht, es weiß sich kaum zu fassen vor Sonne und Gottbehagen. Es blinzelt halb im Traum in das Flimmern hinaus und lauscht auf das Lied der Stille. Das singt der dünne Strahl des Heilbrunnens, es klingt wie ein ohne Anfang und Aufhören von zwei Lippen fließender Ton in den Tag hinein, vergessen und doch tiefgegenwärtig. Die Blumen im kleinen Vorgärtchen hören den eintönigen Sang besonders gern, ihnen ist er Verheißung; doch auch der mächtige Ahornbaum, der das Schindeldach überragt, möchte ihn in seinen alten Tagen nicht missen. Kein Prunkgarten im Tal erlebt seine Sommerzeit heißer und freudiger, als das Gärtlein vor dem Hause zur Quell. Es weiß, daß es sich beeilen muß. Kein Baum der Tiefe hat den klaren Blick und die große Ruhe des Ahornbaumes auf Heiletsboden. Er hat viel gesehen auf seiner Warte. Gräßliches hat er erlebt. Doch immer ist es wieder einmal Sommer geworden, und er hat geruhsam über die blauen Hügel hinausblicken dürfen, die sich fernhin überschneiden, gleichsam als Falten im alten Erdgesicht.

Es sind Jahre vergangen. Eva, die junge Frau des Heiletsbodenbauers, gräbt auf dem Püntäckerlein die ersten neuen Kartoffeln aus. Noch stehen die Stauden zwar üppig begrünt, nur wenige fangen leise zu gilben an. Aber der Karst bringt doch schon Knollen wie Fäuste zutag; denn kein Spätfrost hat dies Jahr das Wachstum beeinträchtigt. Eva freut sich von Herzen darauf, ihren Mann noch diesen Abend mit Neukartoffeln zu überraschen, die ihm immer ein Leckergericht sind.

Auf dem Wege nebenan spielen zwei Kinder von fünf und drei Jahren. Sie bauen ein Haus und einen Gaden, indem sie kleine Steinchen zu Vierecken aneinanderreihen. Zum Haus werden die größeren und schöneren Steine verwendet; es geht nicht ohne ein bißchen Zank und Gekreische ab, denn das kleine Eveli ist noch kein guter Baumeister, es pfuscht dem andern immer ins Handwerk und verdirbt ihm einen Teil der saubern Anlage.

Nun tritt die Mutter schlichtend herzu. „Sieh da, Bethli, eine Kartoffel mit zwei Beinen und einem Kopf! Ich mach' ihm zu Hause ein Wams und Höslein, dann hast du einen Kartoffelmann."

„Aber der muß doch auch Augen haben und eine Nase," erforgt sich die Kleine. „Und wenn ich ihn einmal essen will, muß man ihm die Kleider abziehen können."

„Ich will auch einen Mann haben," läßt sich das Eveli weinerlich vernehmen, worauf die Mutter den Ausweg findet, es dürfe jedes der Kinder abwechselnd das Männlein einen Tag lang haben. Das paßt nun wieder dem Bethlein nicht; es wendet sich schmollend ab. „Am ersten Tag, wo das Manndli mein ist, eß ich es auf, und die andere, weil sie noch klein ist, bekommt nur den Kopf."

„Guten Appetit, ihr kleinen Menschenfresserlein!" läßt sich jetzt eine lachende Stimme hören. Hannes Fryner ist ungesehen auf dem schmalen Rasenweg von der Bannhöhe herabgekommen, wo er mit andern Bauern den neuen Stall der Weidgenossenschaft Großenweiler besichtigt hat. Eine auswärtige Viehzüchtervereinigung hat nämlich in den letzten Jahren sieben oder acht höher gelegene Bergheimen aufgekauft und durch deren Zusammenlegung eine große Sömmerungsweide für Rinder angelegt, die bereits bis an die Markzäune vom Heiletsboden und Wehrtannen herabreicht.

„Du kommst sonst nicht immer zu früh heim," sagt Frau Eva jetzt mit einer gelinden Boshaftigkeit im Ton; „aber heute wär es mir lieber gewesen, du hättest im Wirtshause auf der Bann ein Schöpplein mehr getrunken." Sie hält das Körbchen mit den Kartoffeln hoch. „Gelt, so schöne Erdäpfel haben wir um diese Zeit noch nie gehabt."

„Ja, die springen gewiß schon hübsch auf beim Sieden," anerkennt er bereitwillig, jedoch, wie ihr scheinen will, immerhin mit einer gewissen Abwesenheit. „Das Jahr läßt sich überhaupt gut an. Feste Heustöcke. Und auch das Ortheu haben wir fast ohne Regen eingebracht. Es wäre alles recht, wenn . . ."

„Was, wenn?"

„Hannes deutet abwehrend auf die Kinder. „Wir reden dann noch davon." Er hat das kleinere auf den Arm genommen, und sie gehen gemach heimzu. Hin und wieder wirft er einen scheuen Blick nach Urech Leus steiler Sommerweide hinauf, wo noch vor wenig Jahren der schöne Bergwald stand . . .

Der Knecht Felix, der den wunderlichen Zunamen „Mehlhuu" trägt, begehrt nach Feierabend noch für ein Stündchen Ausgang, wie er das vornehm nennt, denn er ist in jungen Jahren einmal zwei Wochen als Ausläufer in der Stadt gewesen. „Ihr wißt ja schon, daß ich sonst ein richtiger Schlafapfel bin," entschuldigt er sich eingehend. „Aber so in der Sommernacht, besonders wenn es recht dunkel ist, kommen mir beim Spazieren immer interessante Sachen in den Sinn."

Der Mehlhuu ist ein durchaus harmloser Geselle; besonders als Hirt und Viehwärter ist er von unbezahlbarer Verläßlichkeit und Geduld. Indes zu seinem Übernamen ist er doch nicht auf ganz einwandfreie Art gekommen. Er

hat als „junger Anfänger“, wie er sich auszudrücken pflegt, eines Sonntagnachts in schreckhafter Verkleidung, das Gesicht mit Mehl bestäubt, einen Bergwanderer unterhalb Guldiswil mit Huurufen derart in Angst gejagt, daß der Ärmste in Ohnmacht fiel. Zum Glück kamen dann ein paar handfeste Burschen des Weges, die dem schlechten Spaß ein Ende machten. Weil der Felix sonst als durchaus gutmütig bekannt war, kam er mit dem Spottnamen als mit einem blauen Auge davon.

(Fortsetzung folgt.)

Diamantenschmuggel im Flugzeug.

Abenteuer in den Sandwüsten Südwestafrikas.

Von Anton E. Zischka.

Jahrelang wanderte ein armer deutscher Geologe, Doktor Merensky, durch die Wüsten Südwestafrikas, unermüdlich nach Diamanten suchend. Das Meer muß getan haben, was die Diamantsucher an den Flüssen tun: Das Meer muß die Steine aus dem diamanthaltigen Gestein gewaschen haben, muß sie in den Sand der Küsten abgelagert haben, dachte der Gelehrte. Überall in den Wüsten Südwestafrikas muß es unermeßliche Schätze geben. Er fand sie. Fand unermeßliche reiche Lager in einer Zeit, da der Weltmarkt mit Diamanten überschwemmt war. Man kaufte ihm seine Claims ab. Heute ist der arme Geologe einer der reichsten Männer der Erde. Seine Felder aber sind nicht ausgebeutet worden. Man sperrte riesige Gebiete ab. Niemand darf sie betreten. Wer dort angetroffen wird — auch wenn er keine Diamanten bei sich hat —, gilt als Diamantenräuber, Ihn erwarten jahrelange Zuchthausstrafen. Hunderte von Kilometern ist der Wüstengürtel breit, der sich an den Küsten Südwestafrikas hinzieht. Trotz aller Verbote, trotz aller Regsamkeit der südafrikanischen Polizei, die, auf Kamelen reitend, die Diamantenfelder bewacht, wird natürlich versucht, diese Schätze zu heben.

Ein Spiel auf Leben und Tod ist das. Wasserlos sind die Sandflächen. Die kaum bekannte Küste ist oft unter Nebeln versteckt. Die Brandung der Kalema, der kalten Meeresströmungen an der Küste Südwestafrikas versperrt den Schiffen und dem Regen den Zutritt zum Lande. Nur zwölf Grad hat das Wasser, es ist eine unüberwindliche atmosphärische Barre. Wenige Landeplätze gibt es, und die sind natürlich bewacht.

Die Diamanträuber benutzen kleine Motorkutter, müssen tagelang auf günstiges Wetter warten, dürfen in keinen der Häfen einlaufen, um nicht Verdacht zu erregen. In winzigen Dingies landen sie. Es gibt keine Landkarten vom nördlichen Teil Südwestafrikas. Wer sich in den Wüsten verliert, ist rettungslos verloren. Trotzdem aber, immer wieder gehen Männer in die Wüsten, um nach Diamanten zu suchen.

Ich wußte von all dem herzlich wenig, als ich in Mossamedes, Portugiesisch Angola, die Bekanntschaft eines englischen Meteorologen machte. Wir sprachen von Südwest, von der Gefahr, die dem Land droht, gänzlich zur Wüste zu werden. Seit Jahren fällt der Grundwasserspiegel Südwestafrikas. Seit Jahren geht der Ngamisee zurück. Der Wüstengürtel dehnt sich aus. Die Küstenstädte haben kein Süßwasser, erhalten es mit der Eisenbahn aus dem Innern. Ein Waggon Wasser kostete 1930 in Lüderitzbucht etwa 4000 Mark. Heute sind es gut 5500 Mark. Swakopmunds Bäume sterben langsam ab. Immer mehr Viehherden verdursten auf dem Weg zu den Wasserstellen. Anderthalb Zentimeter Regen fallen in Lüderitzbucht im Jahresdurchschnitt, und die schweren Tropengewitter im Innern Südwests werden immer seltener.

Mein Meteorologe behauptete, ein sehr interessanter Klimawechsel sei da zu beobachten. Er sprach noch viel über das Wetter Südwests, er behauptete auch, dieses Wetter könne künstlich geändert werden.

Nun, jedenfalls fand ich nichts dabei, als er davon sprach, eine Expedition in den Wüstengürtel der Nord-Territorien zu unternehmen, um dort Messungen zu machen. Wir wurden einig. Ich wollte gerne einen 120-PS-Sportapparat für ihn pilotieren, den Flug in die Sandeinöden Südafrikas wagen.

Wir hatten in Stahlfässern Wasser für vierzehn Tage mit. Im Hochdecker war ein besonders großer Benzintank eingebaut. Wir besaßen Betriebsstoff für 1200 Kilometer. Die Papiere schienen in bester Ordnung ...

Nebel über der Küste, weißschäumende Brandung, stürmisches Meer. Der Sturm orgelte in den Verspannungen. Wie von einer Riesenfaust wurde das Flugzeug hochgestoßen, wenn wir aus dem Bereich der Kalema kamen, über die Flut des gelben Dünengürtels dahinflogen.

Der Apparat war schwer. Wasser, Benzin, drei Passagiere ... Neben dem Meteorologen saß noch ein Gehilfe; zwei Kisten mit Apparaten waren da.

Dann sah ich unten den Kunene River, Grenze zwischen Portugiesisch-Angola und Südwest. Mein Meteorologe wollte Beobachtungen machen, wir flogen sehr hoch. Dann lag unten das Kaoko-Veldt, Niemandsland, in dem sich kein Farmer ansiedeln darf, ein Gebiet, größer als Österreich. Ein paar wilder Buschmann-Stämme leben hier ...

Wir landeten nahe einer Bucht etwa 160 Meilen von der portugiesischen Grenze.

Und da ... als ich aus dem Cockpitt kletterte, meine Brillen abnahm, den Fallschirm losschnallte, stand der Meteorologe vor mir, neben ihm sein Gehilfe, und beide hatten sie einen wenig gemütlichen Gesichtsausdruck. Es wurden nicht viel Worte gemacht. Mein Browning war in ihren Händen, bevor ich noch recht wußte, um was es ging. Die zwei hatten das Wasser. Wenn eine Kamel-Patrouille der Polizei mich hier erwischte, nützten alle Ausreden nichts. Niemand würde mir glauben, daß ich nicht gewußt hätte, daß mein Meteorologe ein Diamantensucher und der ganze Ausflug nichts als Piraterei sei ...

Warum also nicht das Angebot annehmen und gemeinsame Sache mit den beiden machen? Wir arbeiteten vier Tage lang. Brennende Sonne. Durst ... Dann und wann ein paar Buschleute, nackte, kleine, braune Kerle mit Pfeil und Bogen, mit Fellaschen um den Hals und Kugelbäuchen. Zum Glück hatten sie aufgeblasene, runde Bäuche und nicht übereinanderliegende, herabhängende Bauchhautfalten: Zum Glück waren sie satt und nicht ausgehungert ...

Wir fanden eine Menge Steine. Unsere Augen entzündeten sich im blendenden Licht. Staub setzte sich in Nase und Ohren und Hals. Und dann, am fünften Tage, wie aus dem Nichts sahen wir eine kleine Staubwolke näherkommen, und dann war auch schon die Kamelpolizei da.

Zufall, daß die Patrouille hierher kam? Ein Kamel macht achtzig Meilen im Tag, ohne müde zu werden. Und Sergeant Thomas, der die einsamen Nordterritorien von Südwestafrika besser kennt als irgend ein anderer Mensch, ist noch viel ausdauernder als ein Kamel.

Pures Glück, daß wir uns ganz nahe beim Flugzeug befanden, als die Polizei kam, daß das Gelände für uns günstig war. Wir mußten unsere Ausrüstung zurücklassen, aber als die ersten Kugeln pfiffen, flog der Aeroplan schon dreihundert Meter hoch. Eine Viertelstunde des Zweifels ... dann waren wir den Rächern entwischt. Wir kamen glücklich nach Mossamedes zurück. Es gibt keine Auslieferung von Diamanten-Piraten zwischen Angola und Südafrika. Wir waren sicher. Nur, unschuldig oder nicht, ich werde wohl sobald nicht mehr nach Nordrhodesia oder Südwestafrika, ins Kapland oder Betschuanaland reisen können. Zum Glück für die Wüstenpolizei sind nicht alle Diamantenschmuggler so modern wie mein „Meteorologe“. Die Räuber kommen immer noch von der Seeseite her, haben keine Flugzeuge, sondern kleine Motorkutter. Manchmal zerschellen die Fahrzeuge, dann wandern die Piraten durch die endlosen Sandwüsten, dann — wenn sie Glück haben — trinken sie das Wasser der Tsama, der kleinen, im Sand versteckten Wüstenmelonen, die Monate nach der Regenzeit noch einen halben Liter Flüssigkeit enthalten, dann essen sie zerquetschte Heuschrecken und Eidechsen, wie das die Buschmänner tun. Manchmal sterben sie an Starrkrampf, an den Giftpfeilen hier aufgelegter Pygmäen. Manchmal werden sie von den Kamel-Patrouillen erwischt.

Auch von diesen Polizeistreifen kehren viele nicht mehr in die Stationen zurück. Jahre nach ihrem Verschwinden findet man ein paar gebleichte Knochen, einen leeren

Wassersack. Diamantenraub in Südwest ist kein Kinderspiel. Kamelpolizist der Kapkolonie zu sein, ist kein Ausruhposten.

Aber was tut man nicht alles für die kleinen, trüben Steine, die überall hier im Sand herumliegen, für die Diamanten, die ein deutscher Gelehrter fand und die das Diamantensyndikat um keinen Preis heben lassen will . . .

Gehirnakrobaten.

Von Carl von Klinckowstroem.

Cäsar vermochte angeblich vier Briefe gleichzeitig zu diktieren und noch einen fünften selbst zu schreiben. Man darf aber annehmen, daß es sich hier um eine alternierende, nicht um eine simultane Geistestätigkeit gehandelt hat, denn gleichzeitige geistige Mehrfachleistungen dieser Art wären für die psychologische Wissenschaft ein Novum. Von Themistokles ist überliefert, daß er ein ganz außerordentliches Gedächtnis besessen habe: Er soll den Namen eines jeden seiner Athener Mitbürger gekannt haben. Und der Philosoph Seneca berichtet von sich selbst, daß er 2000 Verse nach einmaligem Vorsprechen wiederholen konnte.

Das ist glaubhaft, denn derartige Gedächtniskünstler kennen wir auch aus unserer Zeit. Dazu gehörte zum Beispiel der junge Frank Huxley, der 1929 als Achtzehnjähriger starb und schon im Alter von acht Jahren vor einem Lehrerkollegium einen ihm völlig fremden Text von zwölf Druckseiten nach einmaligem Vorlesen ohne einen einzigen Fehler zu wiederholen vermochte. Einmal fragte ihn ein Mitschüler nach der Bedeutung eines Wortes in Thukydides. Huxley rezitierte sofort mehrere Sätze eines bestimmten Abschnittes in dem Buche. Als ihn sein Schulkamerad fragte, woher er wisse, daß er gerade diese Stelle gemeint habe, entgegnete Huxley: „Das von dir genannte Wort kommt im ganzen Thukydides nur zweimal vor, und zwar einmal auf der rechten, das andere Mal auf der linken Seite des Buches. Da ich dich auf die linke Seite schauen sehe, so weiß ich natürlich, welche Stelle du gerade studierst."

Eine ähnliche Begabung wies der 18jährige Zerah Colburn auf, dessen Stärke das Kopfrechnen war. Nach der 16. Potenz der Zahl acht befragt, antwortete er innerhalb dreier Minuten: 281 474 976 710 656. Dieses Resultat kann normalerweise nur mit Hilfe der Logarithmentafel auf dem Papier in schnellstens zehn Minuten errechnet werden. Eine vierstellige Zahl multiplizierte der Knabe mit sich selbst in etwas mehr als einer Minute.

Man könnte versucht sein, die Berichte über derartige Leistungen als Märchen oder grobe Übertreibungen anzusehen, wenn nicht ein deutscher Gedächtnis- und Rechenkünstler, Dr. Fred Brauns, ständig den Beweis dafür lieferte, daß das menschliche Hirn tatsächlich zuweilen zu so unbegreiflich erscheinenden Leistungen befähigt ist. Auch Brauns hat schon als Kind durch seine einzigartige Begabung als Gedächtnisphänomen seine Lehrer verblüfft. Als Sechzehnjähriger hat er zu Bückeburg das Abitur bestanden und die dreifache Promotion zum Dr. phil., med. et rer. pol. war ihm ein Kinderspiel. Mit welcher Exaktheit sein Gedächtnis arbeitet, möge zunächst ein Beispiel zeigen: bei einer Vorstellung in Dresden befragte ihn jemand aus dem Publikum nach der Quadratwurzel der Zahl 8 503 052 944. Dr. Brauns gab sehr schnell die richtige Antwort: 92 212. Er fügte aber hinzu, es sei außerordentlich merkwürdig, daß ihm vor zwei Jahren in Hamburg genau die gleiche Aufgabe gestellt worden sei. Und nun bekannte sich der äußerst verblüffte Fragesteller als derjenige, der vor zwei Jahren in Hamburg die gleiche Frage gestellt habe. Er hatte den Zettel, auf dem er die Aufgabe damals berechnet hatte, zufällig noch in seiner Brieftasche bei sich getragen.

Brauns bedient sich, wie gesagt, keiner Rechentricks. Aber er hat seine besonderen Methoden, um sich schier unmöglich erscheinende Zahlen- und Rechenaufgaben zu vereinfachen. Einmal merkt er sich die Zahlen rein visuell, ein andermal kommt ihm dabei sein Gehörgedächtnis zu Hilfe. In letzterem Falle merkt er sich die Zahlenungetüme durch ihren klanglichen Rhythmus; sie werden für ihn, wie er sagt, geradezu zur Musik. Zur Lösung der ihm gestellten Aufgaben stehen ihm wiederum zwei Methoden zur Verfügung. Er individualisiert die Zahlen. Das heißt, er zerlegt sie entweder in ihre Primfaktoren oder in die Summe der Quadrate. Dieses Verfahren sei an einem einfachen Beispiel erläutert, an der Zahl 149. „Diese Zahl gliedere ich", sagt Brauns, „in 100 und 49 gleich 10 zum Quadrat und 7 zum Quadrat. 100 zerlege ich nochmals in zwei Quadrate, und zwar 64 und 36, also 64 gleich 8 zum Quadrat, 36 gleich 6 zum Quadrat. Folglich erhalte ich 149 gleich 6 zum Quadrat plus 7 zum Quadrat plus 8 zum Quadrat. So mache ich aus jeder spröden Zahl eine gefügige Materie."

Zwei ganz besonders hervorragende Leistungen des Künstlers seien zum Schluß noch erwähnt. Im Jahre 1928 ist er zu Groningen in Holland mit zwanzig elektrisch betriebenen Rechenmaschinen in Wettbewerb getreten. Zwanzig Aufgaben waren zu lösen. Als Brauns mit den zwanzig Aufgaben fertig war, hatte der beste Maschinenrechner gerade den fünften Teil davon bewältigt. Eine noch erstaunlichere Leistung hat er 1927 in Königsberg vollbracht, eine Leistung, die ihn freilich außerordentlich anstrengt und die er mit starkem Kopfschmerz bezahlen muß; eine geistige Mehrfachleistung, die die zünftigen Psychologen an Brauns einmal gründlich studieren sollten: er ließ sich nämlich gleichzeitig drei verschiedene Leitartikel aus Zeitungen in drei Sprachen — Deutsch, Englisch und Französisch — langsam vorlesen und gab dann jeden einzelnen korrekt wieder.



Bunte Chronik



Ein Kinderball rettet zwei Menschenleben.

Ein Kinderball, der einem kleinen Mädchen beim Spiel entrollte, wurde durch das Schicksal so wundersam gelenkt, daß er zwei Arbeiter vor dem sicheren Tode bewahrte.

Ein kleines Mädchen namens Connie Metherland hatte auf der Straße in der Nähe eines Grabens gespielt, wo zwei Arbeiter der Gasgesellschaft in Plymouth einen Rohrbruch reparierten.

Plötzlich fiel dem Mädchen der Ball aus der Hand und rollte geradewegs in den Graben. Dort fand das Mädchen die beiden Männer in todähnlichem Schlaf am Boden liegen.

Die Kleine rief zwei vorübergehende Matrosen zu Hilfe und diese zogen die durch Gas betäubten Männer heraus. Mit Hilfe von Sauerstoffapparaten konnten beide nach langen Bemühungen zum Leben zurückgerufen werden.



Lustige Ecke



In der Schule.



Lehrer: „Fritz, bilde mir einen Satz, in dem Zichorie vorkommt!"

Fritz: „Ich trinke jeden Morgen drei Tassen Kaffee!"

Lehrer: „Nun, wo kommt da Zichorie vor?"

Fritz: „In dem Kaffee, Herr Lehrer."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg